

9. Sonntag nach Trinitatis, 17. August 2025, Phil 3,4b-14

Gerade einmal einen Monat ist es her, dass eine Umarmung um die Welt ging. Kristin Cabot und Andy Byron besuchen ein Coldplay-Konzert. Einige von uns werden die Bilder der beiden kennen. Eine Kiss-Cam fängt sie während des Konzertes ein. Zunächst die zärtliche Intimität, dann die Panik, als sie merken, dass eben diese Intimität auf einer gigantischen Stadionleinwand zu sehen ist. # Das Video wird millionenfach angeklickt und die sozialen Medien kriegen sich vor Häme gar nicht mehr ein, denn: Kristin Cabot und Andy Byron sind verheiratet. Aber nicht miteinander.

„Seid umschlungen vor Millionen. Dieser Kuss der ganzen Welt!“ Wenn ich das mal als Pastor sagen darf: *Hätte* (!) ich als Kirchenvertreter diesen Seitensprung auf der Kanzel gerügt: Nicht wenige hätten mich in eine mittelalterlich-moralinsauere Schublade gepackt: Typisch Kirche. Verbietet alles, was Spaß macht und verliert den Menschen in seinen Nöten und seiner Zerrissenheit aus dem Blick. Aber das muss ich ja gar nicht mehr. Dafür gibt es ja dieses neue Internetz. Für die Häme, die Selbstgerechtigkeit, für die Arroganz einer Social-Media-Gemeinde, die aus diesem Fehltritt eine Riesenwelle macht. Schön, dass die beiden weiß waren. Und reich. Und erfolgreich. Schön mitzuerleben, wie diese zwei weißen, reichen und erfolgreichen Leben innerhalb von 10 Sekunden zerbröseln. Früher warf man Steine. Heute holt man Popcorn zur öffentlichen Hinrichtung. Bei Hans und Lieschen Müller hätte das Popcorn bei weitem nicht so gut geschmeckt. Aber bei einem *CEO* und einer *HR-Chefin* trifft es die zeitgenössischen Geschmacksknospen. Beide mussten ihren Job aufgeben. Für ihn ist die Ehe zu Ende. Für sie vielleicht. Und all das coram publico. Und das Publikum spielt den Fehltritt nach: Baseball-Maskottchen kopieren die unrühmliche Geste in Stadien. Neuer medialer Volkssport: Wenn uns die Kiss-Cam in einem Konzert, einem Stadion erfasst, machen wir einfach einen auf Kristin und Andy. Wir gucken erschrocken und drehen uns dann panisch weg. Das ist alles so lustig, dass man weinen möchte. Aber immerhin ist es schön zu wissen, dass all die anderen alles richtig machen. Denn auch das gebietet der Zeitgeist: Ein Leben ohne Risse und Schrammen. Ein Leben, in dem alles gelingt. In dem man alles richtig macht. In dem man nicht so ist wie Kristin Cabot und Andy Byron. Chris Martin, der Sänger von Coldplay, rät seinen Fans für die nächsten Konzerte: Schminken Sie sich. Schließlich weiß man nie, auf welcher Leinwand man landet. Liebe Gemeinde, sind Sie geschminkt? Ich meine: Hält die Oberfläche? Kiss-Cams haben in deutschen lutherischen Gottesdiensten ja wenig Zielobjekte, darum machen wir das hier auch nicht, aber ansonsten alles gut? Schön. Dann ist ja gut. Dann fragen Sie wahrscheinlich, was das alles mit Philipper 3 zu tun hat.

Paulus schreibt seiner Lieblingsgemeinde, die gerade versucht ist, alles richtig zu machen. Manche fordern: Wer bei uns zum Club gehört, das entscheidet sich am jüdischen Gesetz und an der Vorhaut. Nur wer beschnitten ist, ist ein richtiger Christ. Der Jude Paulus räuspert sich kurz brieflich und geht in Opposition: Entschuldigt mal! Ich wurde am achten Tag beschnitten, bin aus dem Volk Israel, vom Stamm Benjamin, ein Hebräer von Hebräern, nach dem Gesetz ein Pharisäer, nach dem Eifer ein Verfolger der Gemeinde, nach der Gerechtigkeit, die das Gesetz fordert, untadelig gewesen. Kurz und gut: Ich bin genau das, was ihr euch anscheinend für einen guten Gemeindegliedern wünscht. Überall ein Häkchen dran! Und trotzdem, trotzdem ist es nicht das, worauf es mir im christlichen Glauben ankommt. Meine Identität erschöpft sich nicht in meiner Erfolgsgeschichte und meiner weißen Weste.

Wenn ich nochmals etwas als Pastor sagen darf: Ab und zu besuche ich alte Menschen, um mit ihnen über ihre Beerdigung zu sprechen. Je erfolgreicher diese Menschen sind, desto weniger haben sie den Drang, dass ich an ihrem Sarg, an ihrer Urne jede Stufe ihrer Karriereleiter nachpoliere. Erzählen Sie bloß nichts von meinen Meriten, mahnte mich eine Theologieprofessorin auf dem Sterbebett und ein alter, ausgesprochen erfolgreicher und dabei auch noch netter Kaufmann, der dieser Tage gerade im Sterben liegt, meinte vor wenigen Wochen: Das alles ist doch nicht von Belang. Eine Lebensbilanz, die auch Paulus zieht - den Tod vor Augen. Er sitzt wegen seines Glaubens im Gefängnis und weiß nicht, ob er hier noch einmal lebend herauskommt.

Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden erachtet. Um seinetwillen ist mir das alles ein Schaden geworden, und ich erachte es für Dreck, auf dass ich Christus gewinne und in ihm gefunden werde, dass

ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christus kommt, nämlich die Gerechtigkeit, die von Gott kommt durch den Glauben.

Damit ist kein Buchstabe des jüdischen Gesetzes aufgelöst. Nur sehr, sehr deutsche Reformatoren lesen in diesen Zeilen eine Absage an sogenannte jüdische Gesetzesfrömmigkeit. Der Jude Paulus betont schlicht und einfach, dass das Gesetz Gottes nicht dem Menschen gehört, dass er nicht auf dessen Thron sitzt, dass vor allem die Beziehung zu einem befreienden und barmherzigen Gott steht. Und dieser Gott, so Paulus, habe sich für ihn bei Damaskus in Christus geoffenbart.

„Identität ist eine Geschichte“, so Alice Hasters, „die man über sich selbst erzählt. Eine Identitätskrise ist die Erkenntnis, dass diese Geschichte nicht mehr aufgeht.“ Genau das hat Paulus bei Damaskus erlebt, als er merkte, dass er als religiöser Eiferer Gott selbst in Ketten legen wollte. Seine Selbsterzählung ging nicht mehr auf. Es fiel ihm, so die Bibel, „wie Schuppen von den Augen“: Ich bin nicht, was ich war. Heute würde man sagen, na gut, wenn mir meine ollen Kamellen nicht mehr passen, dann erfinde ich mich halt eben neu. Paulus erfindet sich nicht neu. Paulus sagt: Gott hat mich in Christus gefunden. Das ist die Geschichte, die ich in meiner Zelle, vielleicht schon am Ende meines Lebens erzählen möchte. Und das ist gut jüdisch. Es ist das hebräische „Hineni“ von Abraham und Moses, von Samuel und Jesaja: Hier bin ich Gott. Du hast mich gefunden.

Wir leben in einem Krisenjahrzehnt. Krieg, Klima und KI stellen uns in Frage: Haben wir alles richtig gemacht? Machen wir alles richtig? Und, nebenbei: Wer sind wir eigentlich? Antworten gibt es zuhauf, aber keine verbindenden. Die einen sagen: Wir sind LGBTIQ+, als würden geschlechtliche Dispositionen allein Identität stiften. Andere geben sich identitär, als könnte man sich selbst zwischen Maas und Memel unter deutschen Frauen, deutscher Treue, deutschem Wein und deutschem Sang wiederfinden. Tradwives backen ihr Brot für den lieben Gatten millionenfach geliked in Videos, als hätte es das Wort Emanzipation nie gegeben. Veganismus ist keine Frage der Ernährung, sondern die einzige Antwort für alle. Gesellschaftliche Diskurse werden nicht von Sach-, sondern von Lagerdenken bestimmt. Individuen reden nicht mehr miteinander, sondern Bewegungen streiten sich. Und ehe auch ich mit dieser Predigt in ein Lager gesteckt werde: Nein, ich werfe die Woken nicht mit den Faschisten in einen Topf.

8,16 Milliarden Menschen leben auf diesem Planeten. Was uns verloren gegangen ist, ist die Fähigkeit zum Kompromiss, eine Fähigkeit, die Paulus par excellence beherrschte. Ohne paulinische Kompromisse hätte es keine christliche Kirche gegeben. Wir hätten uns schon im ersten Jahrhundert zerlegt, hätten uns aufgespalten in Beschnittene und Unbeschnittene, Schweinefleischesser, Toragläubige, Geistesschwärmer, Liberale, Konservative, Arme, Reiche, Juden, Heiden und so weiter. All das, so schreibt Paulus gebetsmühlenartig ist nicht das, was unsere Identität ausmacht: Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus (Gal 3,28). Mit diesem Selbstverständnis kann man Kompromisse schließen. Mit diesem Selbstverständnis lässt sich auch streiten. Paulus war ganz sicher kein harmoniesüchtiger Kuschelbär, aber er blieb im Gespräch.

Wir merken 2025, dass unsere alten Geschichten, neudeutsch: Narrative nicht mehr aufgehen. Wer sind wir dann noch? Wir sind natürlich die Guten, sagen 8,16 Milliarden Menschen. (Kristin Cabot und Andy Byron mal ausgeklammert.) Wenn das stimmen würde, müsste diese Welt eigentlich ein ganz kleines bisschen anders aussehen. Sie müsste sogar ein kleines bisschen anders aussehen, wenn nur 4,08 Milliarden Menschen Recht hätten. Oder 2,04 Milliarden (rund alle Christinnen und Christen). Oder 1,02 Milliarden (was so ungefähr der Bevölkerung der sogenannten westlichen Welt entspricht.) Wer sind wir? Kinder Gottes, würde Paulus antworten. Und das ist keineswegs banal, denn es heißt: Nicht eure persönliche Geschichte macht euch aus. Auch keine Parteimitgliedschaft, keine Orientierung, keine Nationalität. All das mag Teilaspekte bestimmen, vor allem seid ihr in Christus gefunden. Ihr habt nicht Recht. Ihr sucht es mit anderen für andere. Ihr lebt aus eurer Zukunft heraus und die nennt die Bibel „Himmelreich“. Meine Brüder und Schwestern, ich schätze mich selbst nicht so ein, dass ich's ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich aus nach dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, dem Siegespreis der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus. Wir sind auf dem Weg, haben keine bleibende Stadt (Heb 13,14), wir reisen mit leichtem Gepäck.

„Es ist keine Schande, wenn jemand Schwäche hat“, sagt der blinde Profifergsteiger Andy Holzer. „Streben wir nicht immer nach Perfektion... Nicht wer den größten Grad an Perfektion lebt, kommt am Gipfel an, sondern der, der den größten Grad an Kompromiss leben kann.“ Amen.

Alice Hasters, Identitätskrise, hanserblau, 2023.

<https://www.swr3.de/podcasts/andy-holzer-blinder-profifergsteiger-beim-abstieg-vom-mount-everest-bist-du-im-schlechtesten-zustand-deines-lebens-100.html>

Pastor Martin Hofmann